

[Rosemarie Beier-de Haan und Marie-Paule Jungblut \(HG.\): Das Ausstellen und das Immaterielle : Beiträge der 1. Museologischen Studientage Neumünster, Luxemburg 2006 - München : Dt. Kunstverl., 2007. - 164 S. : zahlr. Ill.](#)

Eine Rezension von Jörn Borchert

Dieser Tage landete auf meinem Schreibtisch diese Tagungsdokumentation der „1. Museologischen Studientage Neumünster“, die im Juni 2006 von [ICMAH](#) (International Committee for Museums and Collections of Archaeology and History) erstmalig in Luxemburg veranstaltet wurden.

Marie-Paule Jungblut und Rosemarie Beier-de Haan, die die Tagung konzipiert und organisiert hatten, griffen mit diesem Thema ein durchaus aktuelles Thema auf. Denn nachdem 30 Staaten das von der UNESCO-Generalkonferenz 2003 verabschiedete [Übereinkommen zur Bewahrung des immateriellen Kulturerbes](#) ratifiziert hatten, trat es zum 20. April 2006 in Kraft. Im Sinne dieses Übereinkommens „sind unter "immateriellem Kulturerbe" die Praktiken, Darbietungen, Ausdrucksformen, Kenntnisse und Fähigkeiten - sowie die damit verbundenen Instrumente, Objekte, Artefakte und Kulturräume - zu verstehen, die Gemeinschaften, Gruppen und gegebenenfalls Individuen als Bestandteil ihres Kulturerbes ansehen.(...)“ Das "immaterielle Kulturerbe" (...) manifestiert sich unter anderem in folgenden Bereichen:

- a) mündlich überlieferte Traditionen und Ausdrucksformen, einschließlich der Sprache als Träger immateriellen Kulturerbes;
- b) darstellende Künste;
- c) gesellschaftliche Praktiken, Rituale und Feste;
- d) Wissen und Praktiken im Umgang mit der Natur und dem Universum;
- e) Fachwissen über traditionelle Handwerkstechniken.“ (...)

So jedenfalls steht es in der inoffiziellen deutschen [Arbeitsübersetzung](#) des Übereinkommens auf den Internetseiten der Deutschen UNESCO-Kommission.

Um es kurz zu machen und Enttäuschungen vorzubeugen: Diese Aspekte des immateriellen Kulturerbes spielen in der oben genannten Tagungsdokumentation eine nur untergeordnete Rolle. Handreichungen für die museale Umsetzung von Erzählstoffen wie etwa Märchen oder Sagen, die Rolle von Dialekten oder abergläubischen Vorstellungen in Ausstellungen, die mündliche Weitergabe handwerklicher Kenntnisse oder des Wissens „alter Kräuterweiber“ in Freilichtmuseen gab es auf der Tagung ebenso wenige, wie zum Laientheater oder zum internationalisierten „kölschen Klüngel“. Warum auch? Der Acker des immateriellen Kulturerbes ist weit, und so ist es durchaus erlaubt, sich anderen Furchen zu widmen.

Welche Furchen beackern nun die Autoren des vorliegenden Tagungsbandes?

Die freiberuflich tätige Kuratorin [Gabriele Herzog-Schröder](#) macht den Anfang und führt uns in Gefilde, die uns fremd sind. Zu den Yanomami, die am oberen Orinoko in Süd-Venezuela leben. Am Beispiel der von ihr entwickelten und im Deutschen Jagd- und Fischereimuseum gezeigten Ausstellung „Urihi – Jäger und Schamanen“ (München 2002), möchte sie deutlich machen, wie wichtig es ist, bei der musealen Darstellung des Fremden das Fremde auch als solches zu vermitteln. Deshalb wendet sie sich gegen aktuelle Tendenzen, die das Objekt in den Mittelpunkt stellen

und als Kunstwerk behandeln, ohne den kulturellen Kontext angemessen zu würdigen. - In der von ihr für einen sehr schwierigen Raum (36 x 4,5 Meter) konzipierten Ausstellung spielen zwar auch die Objekte eine zentrale Rolle (S. 23), diese werden jedoch von Fotos, Texten und einer Toninstallation begleitet. Betrachtet man die Fotos, die diesen Beitrag illustrieren, bekommt man den Eindruck einer eher konventionellen Ausstellung. Vorherrschendes Element sind dabei Glassärge (Vitrinen), in denen Objekte bestattet sind. Podeste geben dem Raum Struktur. Ein Halbkreis soll an das Rund der indianischen Siedlung erinnern. Woran erinnern Dreiecke oder Rechtecke? 36 Meter lang zieht sich das gemalte Bild eines braunen Flusses an der Wand entlang. Es soll an den Orinoko erinnern oder eine Schlange. Ich fühle mich an die abstrahierte Darstellung eines menschlichen Darmes erinnert. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass in dieser Ausstellung die angestrebte Darstellung und Erhaltung des Fremden sich vor allem in den Ausstellungstexten niederschlug. Immerhin befasst sich die Hälfte des Artikels mit den Texten zu dieser Ausstellung. Und diese sind teils wirklich spannend, teils schwer lesbar, weil das Bombardement mit Begriffen aus der Yanomami-Sprache einen zwar sehr befremdet, das Verstehen aber unnötig erschwert.

Mein Fazit: Sehr interessanter Ausstellungsinhalt, museographisch und szenographisch schwach umgesetzt.

Die beiden nächsten Beiträge der Historikerin **Susanne Wernsing** und der Ausstellungsgestalterin **Ursula Gillmann** widmen sich der Dauerausstellung zur Alltagstechnik im Technischen Museum/Wien. Ihr Titel „[Alltag – eine Gebrauchsanweisung](#)“. „Diese Ausstellung über Technisierung des Alltags fragt nach Gebrauch und Aneignung von Technik, nach dem Wechselverhältnis zwischen Mensch und technischem Artefakt.“ Susanne Wernsing bringt die zentrale These der Ausstellung auf's Tableau: „ Im Zwischenraum zwischen Mensch und Material, zwischen Nutzern und Gerät und zwischen Besuchern und Exponat erwächst das Immaterielle.“ Aus diesem Grund soll sich die Inszenierung dadurch auszeichnen, dass hier nicht das Objekt in den Mittelpunkt gestellt wird, sondern der Mensch, der Besucher. Die wechselseitigen Beziehungen zwischen Besucher und Ausstellung sollten Teil der Szenographie werden. Ein interessanter Ansatz. Um das zu erreichen, werden auf 2300 m² neben den 2.100 Exponaten „1000 Bilder, 80 Grafiken, 383.200 Buchstaben und 250 Minuten Film und Ton“ präsentiert (S. 52). Das sind etwa 166 Buchstaben pro Quadratmeter.

Mein Fazit: Betrachtet man die den Aufsätzen beigegebenen Fotos, kommt man rasch zu der Frage, welche Rolle dem Immateriellen bei der Fülle von Materiellem noch zukommen kann. Wo bleibt da noch Platz zum Denken und Fantasieren. Um das zu beurteilen, muss man wohl einmal die Ausstellung besuchen.

Der folgende Aufsatz der Ausstellungsgestalter **Ursula Gillmann** und **Matthias Schnegg** sowie der Kunsthistorikerin **Susan Marti** befasst sich mit den immateriellen Aspekten des Teils der Doppelausstellung „[Krone und Schleier – Kunst aus mittelalterlichen Frauenklöstern](#)“, der 2005 im Ruhrlandmuseum Essen präsentiert wurde. Ein Ausstellungsthema, das es nahe legt, immateriellen Inhalten nachzugehen und auch auf diese Weise die Exponate zu kontextualisieren. Messfeiern, Gebete, Prozessionen, Osterspiele oder andere liturgisch-religiöse Handlungen sollten daher jenseits der Dinge und um sie herum in dieser Ausstellung ebenso repräsentiert werden wie die Stimmung der Klöster und die Atmosphären der einzelnen Bereiche der Klosterarchitektur. Die Schaffung adäquater, dramaturgisch durchkomponierter Raumerlebnisse bildete eines der vorrangigen Ziele der

Ausstellungsgestaltung. In den einzelnen Ausstellungsbereichen *Werkhaus*, *Schatzkammer* und *Kirchenraum* sollte die atmosphärische Wirkung auf den Besucher nicht durch Nachbauten realer Klosterräume geschaffen werden, sondern durch eine moderne Umsetzung ihrer Charakteristika und typischen Elemente. Ein wenig stutzen musste ich, als ich las, dass sich die Raumstimmung im Werkhaus an fernöstliche Topoi anlehnte. Zen-Architektur, um das Essentielle des Christentums zu vermitteln? – Ausführlich gehen die Autoren ferner auf die Einbindung auditiver Elemente in die Ausstellung und Probleme bei ihrer Herstellung ein. Auf atmosphärisch wirksame, zeitgenössische Musikstücke, aber auch auf die Immaterialisierung zur Schau gestellter Briefe, Bücher und Urkunden.

Mein Fazit: Lesenswerter Beitrag für die, die Ausstellungen zu christlich-religiösen Inhalten bearbeiten.

Unter der Überschrift „Vier Thesen aus der Arbeit mit der Ausstellung *Strafen des Stapferhauses Lenzburg*“ stellt der Co-Leiter, **Beat Hächler**, diesen höchst interessanten Ausstellungsbetrieb ohne festen Standort vor, schildert die Idee und den Werdegang der genannten Ausstellung zu diesem schwer greifbaren Thema, um abschließend vier Thesen zur Diskussion zu stellen, die *Jenseits der Dinge* führen. Ich mach's mir einfach und liste sie nebst einem jeweiligen Kurzzitat auf:

„1. Die Gegenwart gehört ins Museum.

(...) Gegenwart sichtbar zu machen hieße, das weiße Rauschen des Alltags hörbar zu machen, Reduktion zu leisten, Orientierung zu bieten, Analysen zu liefern – und damit Reflexion zu ermöglichen.(...)

2. Ob mit oder ohne Ding, im Vordergrund steht die kulturelle Praxis.

(...) Ein Museum der Gegenwart hat durch die bewusste Gestaltung einer aufs Wesentliche reduzierten Zeigewelt, kulturelle Praxis begreif- und befragbar zu machen – und nicht pseudo-authentisch zu imitieren, wie dies in vielen Wohnmuseen mit originalen Bauernstuben (...) oft suggeriert wird.(...)

3. Die Besucherinnen und Besucher sind Gegenwartsexperten (sic, JB) und als solche zu behandeln.

(...) Das Thema der Ausstellung wurde zum Thema der eigenen Biographie, die emotionale Inszenierung zum Büchsenöffner des Erfahrungswissens der Besucher.

4. Die Ausstellung besteht in der geleisteten Kommunikation, der Rest ist nur die Voraussetzung dazu.

(...) Das Museum wird zum sozialen Ort, zum Ort der Kommunikation, in dem Bedeutungen und Erfahrungen ausgetauscht und verhandelt werden. Besucher sind Lernende, aber auch Lehrende“, Betrachter, aber auch Betrachtete. (...)

Meine Meinung: Ein sehr lesenswerter Beitrag, der Freude macht, weil er Anregungen gibt, die vielen Ausstellungsmachern nützlich sein könnten.

Es folgt ein Aufsatz des Kölner Klangkünstlers und Medienexperten [Peter Kiefer](#) über Klangräume in Ausstellungen. Eines der Themen, die mich besonders interessieren. Kiefer stellt dar, wie Klang-Raum-Kompositionen das Unsichtbare erlebbar machen können, indem der Raum selbst und alle Sinne einbezogen werden. Er stellt historische Klangräume vor und geht auf den Begriff des Raumes in Ausstellungen ein, bevor er den Teilnehmern der Tagung mit einem Experiment sehr eindrucksvoll vorführt, dass Töne auch jenseits der bewussten Wahrnehmung eine Bedeutung haben. Darüber hinaus stellt Kiefer die Funktionen einer auditiven

Szenographie dar, um dann Klangräume in Ausstellungen vorzustellen, an denen er mitgewirkt hat.

Meine Meinung: Guter Einstieg, um sich die auditive Dimension der vermittlungintensiven Ausstellungsgestaltung bewusst zu machen und weiterzudenken.

„Überlegungen eines Ausstellungsdesigners oder ´Szenographen““. So betitelt in aller Bescheidenheit der renommierte österreichisch-französische Ausstellungsgestalter [Rainer Verbizh](#) seinen kurzen Beitrag. Bevor er auf zwei seiner jüngsten Realisierungen (Vulcania/Auvergne, Viva! Mozart/Salzburg) eingeht, macht er uns mit seinen allgemeinen Überlegungen zur Museologie der Gegenwart vertraut. Kritisch: „Mehr und mehr geht es darum, formatisierte Produkte zu schaffen, die auf der ganzen Welt ausgestellt werden können.“ Analytisch/Warum besuchen wir Ausstellungen: „Weil wir den haptischen Effekt suchen und brauchen, weil wir neben dem Homo Faber und nun auch dem Homo Informaticus auch der Homo Ludens sind und uns an solchen Orten eher spielend, schaufensterbummelnd informieren wollen, um neue Zusammenhänge zu entdecken.“ Programmatisch: „Jede Ton- oder Lichtinszenierung, jede Projektion, jede bildhafte Installation oder Grafik ist ein Objekt. Wir übersetzen Konzepte und versuchen – anstelle eines Films, eines Buchs oder eines Vortrags – das Thema mit unseren Raum- und Objektinszenierungen so zu übertragen, das es beim Publikum bleibende Erinnerungen hinterlässt, eben wie ein guter Film, ein gutes Buch oder ein gut inszeniertes Theaterstück.“

Meine Meinung: Ich hätte mich gefreut, wenn er statt der konkreten Beispiele seine museographisch-szenographischen Ideen mehr ausgeführt hätte. Denn die sind mir sehr sympathisch.

Der „olfaktorischen Illustration von Ausstellungen“ widmet sich der Experte für multisensuelles Design [Peter Luckner](#) in seinem Aufsatz. In der Tat wird diese Form der Wahrnehmung in ihren emotionalen und damit oft auch sozialen Dimensionen bei der Entwicklung von Ausstellungen in der Regel völlig ignoriert. Luckner plädiert vor dem Hintergrund seiner Beobachtungen und theoretischen Überlegungen dafür, Gerüche stärker als bisher als „szenographisches Mittel der Vertiefung von Eindrücken, der Schärfung von Merkmalen, der Intensivierung von Atmosphären“ zum Einsatz zu bringen. So wie er die Ausstellung „Imbissbuden“ im Stadtmuseum Berlin-Dahlem bereits olfaktorisch illustriert hat und es im Rahmen einer Dauerausstellung zur „Straße der Romanik“ demnächst tun wird.

Mein Fazit: Sollten Ausstellungsmacher gelesen haben – vielleicht auch um ihren Fremdwortschatz zu erweitern. Leider gibt Luckner keine praktischen Hinweise zur Umsetzung.

Dorothee Becker und **Onno Faller**, die gemeinsam die [KOCHWERKSTATT](#) (Gesellschaft für Kochen als Kunstgattung) leiten, stellen in ihrem Beitrag eine Ausstellung der etwas anderen Art vor. Eine Ausstellung – nein, Ausstellungen, die man aufessen kann. „Gasthaus“ ist lediglich der Titel eines Ausstellungskonzeptes, das an wechselnden Ausstellungsorten, nämlich Gasthäusern umgesetzt wird. Die Speisen sind die Exponate. Das Kochen und die Küche sind zentrale Bestandteile der Veranstaltungen, bei dem die Teilnehmer/Besucher viel über Geschichte und Gegenwart der Nahrungsbeschaffung und -zubereitung und des Verzehrs, Moral und Ethik lernen, indem sie miteinander - angeleitet von der Kochwerkstatt - forschen, entdecken und diskutieren. Praktische Beispiele für Umsetzungen dieses

Konzeptes werden vorgestellt: a) Die Ernährung um 1900 im Bachgaumuseum Großostheim und b) ein Jagdfrühstück im Jagdschloss Kranichstein

Mein Fazit: Sehr lesenswert für all die, die sich Geschichtsvermittlung auch jenseits von Ausstellungen vorstellen können. Inspirierend!

Alles in allem ist diese Tagungsdokumentation eine interessante, zuweilen vergnügliche Lektüre für Museologen, Ausstellungsgestalter, Kuratoren und vor allem die, die nach neuen Ufern in der Ausstellungspraxis suchen. Es mag dem Thema geschuldet sein, dass die Fotos einige der Beiträge eher zu konterkarieren scheinen als die vorgestellten Ideen zu verdeutlichen. Als Entschuldigung lasse ich gelten, dass das Immaterielle ebenso schwierig photographisch zu erfassen ist, wie es in einer Ausstellung wirksam werden zu lassen.

Jörn Borchert
Konzepte und Texte
für Museen und Ausstellungen
Kesselsfeldweg 16 - D-53343 Wachtberg-Niederbachem
T/F +49(0)228. 21 58 37 – joernborchert@gmx.de
<http://joernborchert.twoday.net/>
<http://www.scribe-online.de>